



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nadir: Die Engländer in Indien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Engländer in Indien

Von Nadir

Siehe auch Heft Nr. 2, 11, 12 von diesem Jahre

Ein hoher englischer Beamter in indischen Diensten sagte mir einmal: „Um den Indern handgreiflich zu beweisen, wie unberechtigt ihr Wunsch nach völliger Unabhängigkeit ist, müßte eigentlich eines schönen Tages die ganze englische Militär- und Zivilverwaltung einpacken und die Heimreise nach England antreten. Schon in Aken würden wir ein Telegramm vorfinden, das uns dringend wieder zurückriefe. Leider ist das Experiment zu teuer, als daß es versucht werden könnte. Denn der sofort ausbrechende Krieg aller gegen alle würde in wenigen Tagen die ganze englische Kulturarbeit vernichten.“

Dieser Ausspruch eines Mannes, welcher Indien kennt, trifft den Kern der ganzen Frage. England hat den Kämpfen der ewig untereinander verfehdeten indischen Machthaber ein Ende gemacht und die mit wildem Fanatismus geführten Religionsstreitigkeiten unterdrückt. Die Ursachen der Uneinigkeit sind aber damit noch nicht beseitigt. Außerlich herrscht zwar Friede, aber das Feuer glimmt unter der Asche weiter. Schon bei geringfügigen Anlässen züngeln hier und da die Flammen empor. Fehlte die starke und wachsame Macht, welche immer wieder das Feuer lokalisiert und löscht, der Brand wäre bald allgemein.

Im Jahre 1908 ereignete sich ein für den Religionshaß charakteristischer Zwischenfall. In Tithagur, einem vor den Toren Kalkuttas gelegenen Fabrikort, veranstalteten die Mohammedaner während des Trauerm Monats Moharrem einen religiösen Umzug. Die Wogen der Religionsbegeisterung gingen, wie so häufig bei solchen Anlässen, höher und höher, so daß man schließlich einige Kühe schlachtete und mit deren Blut die Hinduheiligtümer besudelte. Nun ist bekanntlich für den Hindu die Kuh ein heiliges Tier, deren Tötung für ein weit schwereres Verbrechen gilt, als die Ermordung eines Menschen. Die Tat der Mohammedaner verletzte also die heiligsten Gefühle der Hindus und forderte Rache. Den Bemühungen der Polizei gelang es zwar noch an diesem Tage, einen Zusammenstoß der beiden Parteien zu verhindern. Während der Nacht aber rächten sich die Hindus, indem sie ein totes Schwein in eine Moschee warfen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dieser der mohammedanischen Religion angetanen Schmach in der Umgegend und schon am folgenden Tage zogen von allen Seiten mit Knütteln bewaffnete Mohammedaner auf Tithagur — es sollen mehr als zehntausend gewesen sein —, um über die Hindus herzufallen. In Kalkutta herrschte damals über den Zwischenfall nicht geringe Erregung. Truppen wurden abgeschickt, um den bedrohten Ort vor den anrückenden Horden zu schützen. Während der nun folgenden langen Verhandlungen zwischen dem Truppenkommandanten und den Führern der „Belagerungsarmee“ betonten diese letzteren immer wieder, sie seien ganz loyale Untertanen der englischen Regierung; aber an den Hindus wollten sie

Rache nehmen; ehe sie darauf verzichteten, würden sie selbst vor einem Angriff auf die Truppen nicht zurückschrecken. Schließlich zwang man die Leute sich zu zerstreuen, indem man ihnen das Wasser abschnitt. In Peshawer ereigneten sich im folgenden Jahre ähnliche Unruhen, deren Einzelheiten ich nicht kenne. Doch gab es damals zahlreiche Tote und Verwundete.

Was sich so heute in einem engbegrenzten Rahmen abspielt, ist ein getreues Abbild dessen, was sich nach Abzug der Engländer im großen in Indien ereignen würde. Man wirft den Engländern so häufig vor, daß sie den Zwist der Religionen nach dem Prinzip: *divide et impera* im geheimen schürten. Wahr ist daran nur, daß die Engländer an den in der Minderheit befindlichen Mohammedanern natürliche Verbündete gegen die Hindumajorität finden (50 Mill. : 250 Mill.). Aber das Schüren des Religionshasses ist bei der zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionen herrschenden Erbitterung wahrhaftig nicht mehr nötig. Den Engländern wäre es viel lieber, wenn die Feindschaft weniger groß wäre. Denn auch das Amt des Friedensengels kann auf die Dauer recht lästig und kostspielig werden. Im Bestreben unparteiisch zu sein, kann man sich leicht die Sympathien beider Teile verschmerzen, wenn z. B. jede Partei glaubt, sie habe den Unparteiischen gar nicht nötig und würde ohne dessen Eingreifen allein Herr der Situation sein.

In den Anfängen der Eroberung Indiens, als dort noch große selbständige Staaten neben dem englischen Kolonialreich bestanden, hatten die Eingeborenen Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen und lernten die Vorzüge des englischen Regierungssystems schätzen. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der kluge Lord Bentinck seine großzügigen und humanen Reformen durchführte, baten die Einwohner Sinds (an der Mündung des Indus) und die mohammedanischen Untertanen der Sikhs die Engländer geradezu, ihr Land zu annektieren, um so der Segnungen des britischen Regierungssystems teilhaftig zu werden. Die nun schon mehr als fünfzig Jahre währende *pax britannica* hat die Erinnerung an die Schrecken der früheren Zustände verwischt, so daß man den ersehnten Befreier von damals heute mehr und mehr als lästigen Fremdling empfindet. Andere Ursachen tragen dazu bei, die Lage noch mehr zu verschärfen.

Alle vorenglischen Eroberer Indiens hatten nur dadurch ihre Herrschaft fest begründen können, daß sie sich dauernd im Lande ansiedelten und sich, so gut sie konnten, in nationale Herrscher verwandelten. Die Familie der Babers galt trotz ihrer mongolischen Abstammung schon in der dritten Generation ganz als einheimische Dynastie und genoß daher trotz der jämmerlichen Schwäche ihrer späteren Repräsentanten noch bis zu ihrer Absetzung im Jahre 1857 ein weitreichendes Ansehen. Die herrschende Klasse verleugnete also ihre Nationalität und stieg zu den unterworfenen Völkern herab. Damit legte sie zwar den Keim zu ihrem späteren Verfall, half sich aber über die Schwierigkeiten der Gegenwart hinweg. Die Engländer sind dagegen dem Lande, in dem sie

nun schon mehr als hundertundfünfzig Jahre herrschen, immer fremd geblieben. Selbst Leute, die ein Menschenalter in Indien zubringen, werden dort nicht heimisch. Vom ersten Tage seiner Ankunft zählt der englische Beamte fast die Tage, welche er noch im Lande zubringen muß, um sich die Pension von 1000 Pfund zu erwerben.*) Keine bessere englische Familie wird es veräußen, ihre in Indien geborenen Kinder schon im jugendlichsten Alter nach England zu schicken, damit diese dort eine rein englische Erziehung erhalten. Denn jedem in Indien geborenen und aufgewachsenen Engländer hängt das „native bread“ (im Inland aufgewachsen) als eine Art Makel an. Die Zahl der englischen Familien, welche schon seit mehreren Generationen in Indien sitzen, ist daher verschwindend klein. Sie werden auch von ihren eigenen Landsleuten fast wie Eingeborene behandelt, haben keinen Zugang zu den höheren Staatsstellungen und können kaum in den guten Gesellschaftskreisen verkehren. Das Los der aus anglo-indischen Mischehen abstammenden Eurastier ist noch schlimmer. Weder Eingeborene noch Engländer wollen etwas von ihnen wissen.

Von beiden Völkern ausgestoßen, meist mit den charakteristischen moralischen Defekten der Mischlinge behaftet, sind sie Fremdlinge in ihrer eigenen Heimat. Ein Engländer, welcher eine Eingeborene oder eine Eurastierin heiratet, ist gesellschaftlich geächtet. Wer auch nur einen Tropfen asiatischen Blutes in seinen Adern hat, ist aus allen englischen Klubs ausgeschlossen. So haben die Engländer eine unübersteigbare Mauer zwischen sich und den von ihnen regierten Völkern aufgerichtet. Jeder Engländer, und sei er der niedrigste Beamte**),

*) Der Gedanke, man könne seinen Urlaub dazu benutzen, das interessante Land auch einmal außerhalb seines Bezirkes kennen zu lernen, anstatt am ersten Urlaubstage mit der schnellsten Gelegenheit nach England zu fahren, ist den meisten englischen Beamten und Offizieren unfählich. Ich habe Engländer getroffen, die jahrelang in Indien zugebracht hatten, aber nie auf den Gedanken gekommen waren, die großartigen Denkmäler indischer Vergangenheit in Agra, Delhi usw. zu besuchen.

**) Engländer in dienenden Stellungen, als Arbeiter oder gar als Bettler wird man in Indien nie sehen. In den von Rußland eroberten Gebieten waltet das entgegengesetzte Prinzip. In Rußisch-Turkestan laufen russische Lastträger und Bettler in Menge herum und mischen sich anstandslos unter ihre einheimischen Kameraden, während die unterworfenen Turkmenen meist wohlhabende Leute sind, mit denen der russische Beamte und Offizier nicht selten wie mit seinesgleichen verkehrt. Man könnte im Zweifel sein, welche Methode die richtige ist. Engländer und Indier bleiben sich stets fremd, während Turkestan sich rasch russifiziert. Allerdings wird auch der Russe durch Aufnahme dieser Fremdvölker immer asiatischer und entfremdet sich immer mehr dem westlichen Kulturkreise. Vom Rassenstandpunkt betrachtet dürfte das nicht unbedenklich sein. Handelt es sich doch um das alte, von unseren Gleichheitspropheten so leicht genommene, in der Praxis aber noch nie gelöste Problem der Verschmelzung des Orients und Occidents. Schon Alexander der Große scheiterte an dem Versuch, es zu lösen, als er von seinen Myrmidonen verlangte, sie sollten ihm als persischem Großkönig huldigen. Die Afghanen Achmeds, des Duranis trafen instinktiv das Richtige, als sie sich nach dem großen Siege von Panipat (1761) weigerten, ihren Fürsten auf den Thron von Delhi zu setzen, sondern von ihm verlangten, er solle sie in die Heimat zurückführen und ein nationaler Fürst bleiben.

hält sich selbst für weit besser als den vornehmsten Inder von reinstem Brahminenblut. Das stolze „civis Romanus sum“ ist ihm angeboren; nur faßt er diesen Begriff in einem weit höheren Sinne auf als der alte Römer. Durch Erwerbung des römischen Bürgerrechts konnte schließlich jeder dem asiatischen Rassengewimmel entsprossene Mischling ein „Römer“ werden, während kein Asiate, kein Eurasier je hoffen kann, in die englische Herrenkaste aufgenommen zu werden. Instinktiv wehrt sich England gegen die Gefahr, wie das kaiserliche Rom zum nationalitätslosen Polizeistaat herabzusinken und bleibt, trotz seiner zahllosen fremdrassigen Untertanen stets streng abgeschlossener Nationalstaat. Hier liegen die Quellen englischer Kraft, das weiß jeder Britte, und darum ist ihm die Reinhaltung seiner Rasse zu einer Art selbstverständlichen Glaubenssatzes geworden.

Freunde erwirbt man sich durch solch stolzes Herrentum allerdings nicht. Unter dem Szepter seiner asiatischen Bezwinger konnte der Inder das demütigende Gefühl des Geknechtetseins nie allzu scharf empfinden. Er konnte sich sogar einbilden, er sei gar nicht besiegt und unterworfen. Denn der Eroberer brachte nichts als sein Schwert mit. Alles andere mußte er dem alten Kulturland entnehmen. Die verfeinerten Sitten, der Baustil, das Regierungssystem, ja sogar die Sprache ging vom Bestegten auf den Sieger über. So kam es, daß in Indien nicht wie in anderen Ländern die Befreiung aus der Knechtschaft, sondern oft gerade die Eroberung durch einen Fremden eine neue Blütezeit nationaler Kultur herbeiführte.

Erst bei den letzten Eroberern änderte sich das. Diese entstammten einem ganz anderen Kulturkreise und dachten nicht daran, Sprache und Sitten des von ihnen eroberten Landes anzunehmen. Dem Volke Shakespeares war mit der Mahabaratta und der Ramayana wenig gebient. Nicht um zu lernen war man nach Indien gekommen; man wollte belehren, den unterworfenen Völkern „die Segnungen der Zivilisation zugute kommen lassen“.

So kam es, daß England, trotzdem es sich peinlich gehütet hat, die nationale Eigenart Indiens anzutasten, nicht etwa befruchtend, sondern hemmend und ertötend auf die indische Kultur gewirkt hat. Auf einmal galt die englische Wissenschaft höher als die alte Weisheit der Brahmanen; englische Erzeugnisse verdrängten das einheimische Gewerbe. Alle aufwärts und vorwärts strebenden Elemente gerieten unwillkürlich in den Bann der fremden Kultur, viele aus wahren Wissensdrang, nicht wenige aber auch lediglich in der Absicht, die Ursachen der englischen Überlegenheit zu studieren und so die Mittel zu finden, mit denen man möglichst schnell das fremde Joch abschütteln könnte.

Nun ist aber unsere europäische und speziell die englische Kultur ein viel zu spröder Stoff, als daß er ohne weiteres den indischen Verhältnissen entsprechend umgeformt werden könnte. Ein orientalischer Fürst glaubt auf der Höhe westländischen Kunstgeschmacks zu sein, wenn er seine schönen alten Teppiche, seine kunstvollen Schnitzereien verschleudert und sein Schloß mit europäischem

Klunder und wertlosem Spielzeug vollstopft. Man sehe nur einmal Inder in europäischer und in einheimischer Kleidung nebeneinander und man wird wissen, weshalb Orient und Occident sich nicht miteinander verschmelzen können. Solange der unmittelbare Eindruck der englischen Siege die Orientalen in seinem Bann hielt, mochte es scheinen, als könne der zwischen beiden Kulturkreisen klaffende Abgrund durch ein Aufgehen der indischen Völker in den englischen Untertanenverband geschlossen werden; je mehr aber Indien aus der Agonie seiner Niederlagen erwachte, um so schärfer mußte der alte Gegensatz wieder hervortreten. Konzessionen können ihn vorübergehend mildern, Gewaltmaßregeln ihn den Blicken der Öffentlichkeit entziehen, aber keine Regierungsweisheit kann ihn aus der Welt schaffen. Denn er wirkt unerbittlich wie ein Naturgesetz. Daraus ergibt sich die logische Folgerung: über kurz oder lang muß der Tag kommen, da England die Herrschaft über Indien verliert.

Mit diesem Verlieren ist selbstverständlich nicht der natürliche Prozeß des Niederganges gemeint, der in allen von Menschen geschaffenen Staatswesen dem Aufstiege und dem Höhepunkte folgen muß, sondern eine Emanzipation Indiens von der Fremdherrschaft ganz unabhängig von dem gleichzeitigen Entwicklungsstadium Englands; auch die Frage soll offen bleiben, ob sich das Verlieren in Form einer friedlichen Loslösung oder als gewaltsame Trennung vollziehen wird. Wer die lange Reihe der in Indien begangenen politischen Attentate, der Verschwörungen und der revolutionären Putsch im Auge hat, kommt allerdings leicht in die Versuchung, die gewaltsame Trennung für das allein Wahrscheinliche zu halten und er wird sogar geneigt sein, den Zeitpunkt dieser Explosion in die nächste Zukunft zu verlegen. Einzeln betrachtet sind diese Erscheinungen ja wohl auch geeignet, Besorgnisse zu erwecken. In ihrem natürlichen Zusammenhang erscheinen die Dinge aber oft in einem ganz anderen Lichte. Man muß bei der Beurteilung indischer Verhältnisse nie vergessen, daß es sich um ein Land handelt, welches fast so groß ist wie Europa ohne Rußland. Für die dreihundert Millionen Menschen, welche dieses Land bevölkern, will die Zahl der Attentate noch nicht allzuviel besagen. Ein ernstes Symptom, eine Warnung, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, muß man natürlich immer in diesen Regungen des Terrorismus erblicken. Aber den Anfang vom Ende bedeuten sie noch nicht. Denn die Revolutionsidee ist noch weit davon entfernt, Gemeingut des ganzen Volkes zu sein; die Träger der heutigen revolutionären Bewegung sind vielmehr in der Hauptsache bloß bei einer Volksklasse zu suchen, bei den sogenannten „Bengali-Babus“. Babu ist ein indischer Titel. Man erhält ihn nach Absolvierung der höheren indischen Lehranstalten und erwirbt mit ihm die Befähigung zur Verwendung im Regierungsdienst. Da die Bengalis der lerneifrigste und wohl auch begabteste Volksstamm Indiens sind, stellen sie das Hauptkontingent für die indischen Hochschulen und daher auch für die Beamtenstellen. Über ganz Indien verbreitet findet man die typische Erscheinung des Bengali-Babu, als Postbeamten, als Stationsvorsteher, als Schreiber in

den Regierungsbureaus und häufig auch als Privatangestellten in den europäischen Banken und Handelshäusern. Meist sind es hübsche elegante Leute, die gute Manieren und vollendete Höflichkeit zur Schau tragen; aber nicht umsonst gilt der Bengali für das charakterloseste und unzuverlässigste Element ganz Indiens. Im ganzen Lande erfreut er sich daher keiner großen Sympathien.

Bei dem starken Andrang der Bengalis an den Hochschulen kann es natürlich nicht ausbleiben, daß viele Leute nach Beendigung ihrer Studien keine Anstellung finden. Dadurch entsteht ein für die staatliche Ordnung höchst gefährliches Bildungsproletariat. An allzugroßer Bescheidenheit leidet kein Bengali. Kann er leidlich Englisch sprechen und hat er sich eine Art oberflächlicher Bildung angeeignet, so hält er sich meist ohne weiteres für befähigt, die höchsten Ämter im Staate zu bekleiden. „Wären die Fremden nicht hier,“ so argumentiert er, „dann müßte mir einer der schönen, gutbezahlten Posten zufallen, die mir jetzt verschlossen sind.“ Für ihn sind also die englischen Herren des Landes das einzige Hindernis auf dem Wege zu Amt und Brot. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß manche ideal denkenden Schwarmgeister, manche selbstlosen Patrioten Mitglieder dieser revolutionären Propaganda sind. Im allgemeinen ist aber das alte, den niederen Geistern so plausible „*ôte-toi que je m' y mette*“ das Stimulationsmittel, welches die indischen Revolutionshelden zu ihren terroristischen Akten begeistert. Man muß gestehen, daß die englische Polizei nicht ohne Geschick gegen diese umstürzlerischen Elemente kämpft. Kaum ein politisches Verbrechen ist ungeführt geblieben und häufig genug gelang es, terroristische Verschwörungen aufzudecken, noch ehe sie Schaden stiften konnten. Der wohlbekannte Vizekönig Lord Curzon (1899 bis 1906) führte einen besonders scharfen Kampf gegen die revolutionäre Propaganda. Auf seine Veranlassung entschloß man sich im Jahre 1905 zu der viel besprochenen und viel verurteilten „*partition of Bengal*“. Der östlich des Brahmaputra gelegene Teil Bengalens wurde mit der Provinz Assam zu einer neuen Provinz „*Eastern Bengal and Assam*“ vereinigt, während der Rest als eine verkleinerte Provinz unter dem Namen „*Western Bengal*“ bestehen blieb. Motiviert wurde diese Neuerung mit verwaltungstechnischen Gründen. Der wahre Zweck war indessen, einen Keil in die über ganz Bengalen ausgebreitete revolutionäre Organisation zu treiben. Das Resultat entsprach kaum den Erwartungen. Die Bevölkerung sträubte sich dagegen, daß ihr Land willkürlich in zwei Teile zerrissen wurde. Besonders stark war die Erregung in „*Eastern Bengal*“. Der hochkultivierte Bengali hatte bisher immer voll Verachtung auf die Barbaren des östlichen Nachbarlandes Assam herabgeblickt. Nun sollten die beiden heterogenen Elemente plötzlich zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt werden. Der ganze Stolz des eitlen Bengali empörte sich dagegen. Fing man doch im übrigen Indien schon an, den Ostbengali spöttisch Assami zu nennen. Kurz, die Folge der Teilung Bengalens war nicht ein Abflauen, sondern ein Anschwellen der revolutionären Bewegung. Gouverneure und Unterbeamte befanden sich jahrelang eigentlich dauernd in Lebens-

gefahr. Der Arm der Terroristen reichte sogar bis London, wo ihnen der Sekretär für Indien, Curzon Wheely zum Opfer fiel. In den letzten Jahren sprach man daher auch in Indien ganz offen davon, daß demnächst eine Wiedereroberung Bengalens notwendig werden würde.

Ich habe oben auseinandergesetzt, warum eine solche Wendung der Dinge den Engländern nicht einmal unwillkommen sein würde. Ernstlich erschüttert kann die englische Herrschaft durch solche Teilrevolutionen kaum werden, wenigstens nicht, solange England in der übrigen Welt freie Hand hat. Eine europäische Krise, welche die englische Regierung hinderte, im Bedarfsfalle Verstärkungen nach Indien zu schicken oder gar zu einer Schwächung der indischen Okkupationsarmee zwänge, würde natürlich den indischen Besitz sofort schwer gefährden. Ebenso könnte das Erscheinen einer modernen feindlichen Armee an der indischen Grenze unabsehbare Folgen haben. Solche Möglichkeiten möchte ich indessen hier ausscheiden und bloß den Fall ins Auge fassen, daß Indien aus eigener Kraft versucht das fremde Joch abzuschütteln. Augenscheinlich kann ein solcher Versuch nur dann glücken, wenn das ganze Volk oder wenigstens sehr große Teile desselben in völliger Übereinstimmung und unter einheitlicher Leitung an der Erhebung teilnehmen. Dazu fehlen aber augenblicklich noch alle Vorbedingungen. Auf der Karte erscheint die vorderindische Halbinsel zwar als ein politisches Ganzes; in der Wirklichkeit ist indessen die Bezeichnung Indien nur ein geographischer Begriff. Denn, wie ich schon früher betonte, nirgends auf der ganzen Erde gibt es ein solches Sprachenbabel, so scharfe und unausgleichbare religiöse und politische Gegensätze, wie in Indien. Schon die sprachliche Verständigung der verschiedenen Gruppen untereinander würde die größten Schwierigkeiten bereiten; die Eifersucht und Empfindlichkeit der eingeborenen Fürsten (die mit ihrem gesicherten Besitz, ihren geordneten Finanzen im Grunde heute viel besser daran sind, als in den Zeiten ihrer Despotenherrschaft) würde wahrscheinlich die Wahl eines allgemein anerkannten Führers selbst dann unmöglich machen, wenn keine englischen Schachzüge der Einigung entgegen arbeiteten. Die Frage, wie sich der tief eingewurzelte religiöse Zwiespalt beseitigen ließe, könnte wohl heute kein Inder in befriedigender Weise beantworten. Die große Masse des niederen Volkes ist endlich noch gar nicht genügend im Sinne der national-indischen Idee bearbeitet, um sich auf ein gegebenes Zeichen wie ein Mann zu erheben. Sie würde sich wahrscheinlich heute ebenso wie 1857 völlig passiv verhalten. Noch besteht also keine Möglichkeit, die Kräfte zu entfesseln, welche Englands Herrschaft über Indien ins Wanken bringen könnte.

Andererseits können natürlich die Engländer nicht damit rechnen, daß dieser für sie so günstige Zustand unverändert weiterbestehen wird. Je länger die heterogenen Teile Indiens künstlich zusammengehalten werden, um so stärker müssen sich zwischen diesen Teilen anziehende Kräfte geltend machen. Ohne es zu wollen wird England durch seine langjährige Beherrschung der ganzen

vorderindischen Halbinsel das schaffen, was dem Lande bisher fehlte, eine indische Nation^{*)}. Schon heute läßt sich der Beginn dieses Prozesses deutlich nachweisen. Auf den großen Mohammedaner- und Hinduongressen kommt die Idee der Zusammengehörigkeit aller Völker Indiens alljährlich stärker zum Ausdruck und mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl wächst auch das Selbstbewußtsein dieser Körperschaften. Zwar stellt man sich immer noch sehr loyal, schickt Begrüßungstelegramme an den Vizekönig und andere offizielle Persönlichkeiten. Aber man scheut sich doch von Jahr zu Jahr weniger, die Maßnahmen der Regierung scharf zu kritisieren und fordert eine immer weitergehende Beteiligung an der Verwaltung des Landes, vor allem eine Kontrolle der Finanzen. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit der Kongreßmitglieder ist häufig sehr groß. Stets werden bedeutende Summen zu Bildungs- und Schulzwecken gezeichnet. Das zeigt schon deutlich, worauf man letzten Endes hinaus will: die Bewegung soll in die großen, heute noch dumpf und stumpf dahinlebenden Massen getragen werden; Politik, Schulbildung und Aufklärung sollen Hand in Hand gehen, damit der große Gedanke der nationalen Vereinigung und der politischen Emanzipation immer mehr Boden gewinnt. Als besonders starkes Agitationsmittel muß stets die Verfassungsfrage herhalten: „Den Türken und Persern habt ihr die konstitutionelle Regierungsform als das unfehlbare Heilmittel für alle politischen Krankheiten empfohlen. Den Ägyptern und uns enthaltet ihr dieses Recht vor, als wären wir weniger zivilisiert und geistig rückständiger wie jene Völker.“ Das englische Gegenargument „was jene Völker erstrebten, eine freiheitlich und gerechte Regierung, das besäße Indien ja schon lange“, kann natürlich nicht überzeugend wirken. Die Zeiten sind vorbei, da der Hindu sich gegen alle fremden Einflüsse abschloß^{**)}. Nicht bloß Radschahs und reiche Kaufleute unternehmen heute Reisen nach Europa und Amerika, sondern auch zahlreiche Vertreter aller anderen sozialen Schichten. Viele Indier haben mehr oder weniger ernsthafte Studien an europäischen Hochschulen gemacht, haben die dort herrschenden Ideen in sich aufgesogen und brennen nun darauf, ihre Reformpläne in die Praxis umzusetzen^{***)}. Die Bewegung ist im Gange und

*) Für welche vielleicht sogar das Englische die gemeinsame Umgangssprache werden könnte.

***) Der strenggläubige Hindu muß eigentlich sogar jede Seereise vermeiden; denn die Hindupriester erklären, daß es unmöglich wäre, zur See die komplizierten Speisegesetze der verschiedenen Kasten gewissenhaft zu befolgen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschriften bedeutet aber den Verlust der Kaste, eine Strafe, die wegen ihrer rigorosen Folgen — Ausstoßung aus Familie und Freundeskreis — früher für schlimmer galt, als der Tod. Als der Maharadschah von Gwalier, einer der vornehmsten und reichsten indischen Fürsten, im Jahre 1887 zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria nach London fuhr, wurde er bei seiner Rückkehr seiner Kaste verlustig erklärt. Zu seinem Glück hatten indessen die Priester ein Einsehen und nahmen ihn gegen Zahlung seines Gewichts in Gold wieder in seine Kaste auf.

***)) In einem „Report to the house of Commons“ des Jahres 1853 finden sich folgende Stellen: „... Gebildete Hindus sind die ärgsten Gegner des Christentums, Feinde

wird sich nicht mehr zurückdämmen lassen. Die „indische Nation“ wird wachsen und wachsen und wenn die Engländer sich ihr entgegenstemmen, so müssen sie eines Tages (dieser Tag kann natürlich noch sehr fern liegen) einfach durch die Wucht der vereinigten Masse — vielleicht sogar völlig kampflös — aus dem Sattel gehoben werden.

Für die Engländer entsteht daher die schwerwiegende Frage, welche Taktik sie den indischen Nationalisten gegenüber anwenden sollen. In der Theorie ist die Antwort zwar ziemlich leicht gefunden: „Man brauche ja nur die bei den anderen englischen Kolonien mit so viel Erfolg angewandte Methode zu befolgen, d. h. den Indern schrittweise immer größere Freiheiten einzuräumen, bis man schließlich bei dem uneingeschränkten „self government“ Australiens und Kanadas angelangt sei.“ Das ist mit wenigen Worten die landläufige Vorstellung in England über die Zukunft Indiens. So schön dieser Plan klingt, so schwer dürfte es indessen sein, ihn in die Praxis umzusetzen. Denn Indien ist nicht Australien oder Kanada. Einer überwiegend von Landsleuten bevölkerten Kolonie Selbstverwaltung zu geben, sobald sie auf eigenen Füßen stehen kann, ist nicht nur eine leicht ausführbare, sondern sogar eine von der Klugheit gebotene Maßregel. Denn die zwischen Kolonie und Mutterland bestehenden Blutsbande haben sich im Verlauf der Geschichte noch stets als haltbarer erwiesen, wie alle bürokratischen Fesseln. Ein mit dem Schwerte unterworfenen Volk kann dagegen für seine Bezwiner keine dauernden Sympathien empfinden, mögen ihm auch noch so große Vorteile aus der Fremdherrschaft erwachsen sein. Was will in Indien die verschwindend geringe Menge bodenbeständig gewordener Engländer gegenüber den 300 Millionen Eingeborenen besagen? Es wäre vergeblich darauf zu hoffen, daß dieses nur mittels Kanonen und Bajonette behauptete Land sich einst durch ähnlich feste Bande an England ketten ließe, wie Kanada und Australien.

Wäre indessen nicht doch der Fall denkbar, daß der Übergang von der Fremdherrschaft zum „self government“ sich so friedlich und harmonisch vollzöge, daß die zwischen England und Indien bestehende wirtschaftliche Interessengemeinschaft allein genüge, um Kolonie und Mutterland zusammenzuhalten? Dieser Gedanke scheint den Männern vorzuschweben, welche heute über die Geschichte Indiens entscheiden. Die Morleysche Reformbill vom Jahre 1907 kommt wenigstens zahlreichen indischen Wünschen weit entgegen. Als tief einschneidende Neuerung ist vor allem die Berufung eines Inders in den nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Rat des Vizekönigs (The viceroys

der Fremdherrschaft, namentlich wenn sie durch die europäisch-asiatische Geschichte das Geheimnis erfahren, wie wir die Herrschaft erlangten und behaupten . . . Verlieren wir einst Indien, schuld daran sind nur die Erziehungsanstalten.“ (Neumann II, 243.) Zur Ehre der Engländer sei es gesagt, daß sie sich diesen Standpunkt nie offiziell zu eigen gemacht haben, sondern weit mehr für die Erziehung des indischen Volkes getan haben, als je irgend-

council) anzusehen. Denn damit bekommt ein Eingeborener Einblick in die geheimsten Beratungen der Regierung und kann einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Landes ausüben. Anlässlich des Krönungsdurbars im vorigen Jahre wurde ferner die so unpopulär gewordene Teilung Bengalens rückgängig gemacht, also die „starke“ Politik Lord Curzons desavouiert und eine weitgehende Konzession an die unruhigen Bengalis gemacht.

Zurzeit arbeitet man endlich an einer großzügigen Justizreform, welche die Tendenz verfolgt, sich mehr dem Rechtsbewußtsein des indischen Volkes anzupassen und den von den großen indischen Reformgesellschaften, der Brahmo-Samadsch und der Arian-Samadsch formulierten Wünschen entgegenzukommen. (Näheres hierüber in dem Januar- und Februarheft der Zeitschrift Asien.)

Viele englische Beamte, besonders solche, welche lange in Indien waren, stellen allerdings dem neuen Kurs des „Indian office“ kein günstiges Prognostikum. Ich entsinne mich u. a. eines 1908 auf einer Station Assams mit einem englischen Eisenbahnbeamten gepflogenen Gesprächs. Der betreffende Herr war ein großer Bewunderer Lord Curzons. Dieser habe, so meinte er, durch sein energisches Auftreten, durch seine unerschütterliche Verteidigung der Vorrechte der Weißen gegenüber den Farbigen das englische Prestige außerordentlich gefestigt.*) Das sei ein großes Verdienst. Denn nur wenn dieses Prestige unangefochten bliebe, könne man hoffen, auch fernerhin mit einer Handvoll Leuten Indien zu beherrschen. Jetzt wolle man dieses bisher bewährte Prinzip durchlöchern, den Indern einen erhöhten Einfluß auf die Verwaltung einräumen, sie sogar in die hohen Beamtenstellen hineinbringen und sie damit zu Vorgesetzten von weißen Beamten machen. Dadurch würde nicht nur das Ansehen der Weißen schwer geschädigt, sondern auch die ganze Regierungsmaschine schweren Reibungen ausgesetzt. Kein Farbiger sei imstande, ein Amt ohne Oberaufsicht unparteiisch und ehrenhaft zu verwalten. Kein Weißer würde es auf die Dauer ertragen, unter einem farbigen Vorgesetzten zu arbeiten. Wenn man mit der Morleyschen Reformbill auf die Dankbarkeit der Eingeborenen spekuliere, so begehe man einen schweren Prinzipienfehler; denn alle Konzessionen würden von diesen nur als Schwäche gedeutet und daher würde die Aufstandsgefahr durch Nachgiebigkeit vergrößert statt verringert. Ähnlichen Ansichten bin ich auch an anderen Stellen in Indien mehrfach begegnet. Tatsächlich ist die Frage der eingeborenen Beamten mit der wundeste Punkt in der ganzen anglo-indischen Verwaltung. Sie wird den Reformern noch manche harte Nuß zu knacken geben. Denn es läßt sich nicht leugnen,

*) Lord Curzon verstand es ausgezeichnet, durch glänzendes und würdevolles Auftreten dem für Außerlichkeiten stark empfänglichen Indier zu imponieren. Doch hat dem anfangs unzweifelhaft populären Mann seine zunehmende Schroffheit in der späteren Zeit seiner Amtsführung sehr geschadet. Schließlich unterlag er in einem Kompetenzstreit mit dem Commander in Chief, Lord Kitchener, und mußte seinen Posten vor Ablauf seiner Amtsperiode (1905) verlassen.

daß es bisher noch nicht gelungen ist, einen guten Stamm tüchtiger und zuverlässiger eingeborener Beamten heranzubilden. Geschickt und anständig ist der Bengali-Babu ohne Zweifel; als Unterbeamter leistet er ausgezeichnete Dienste und versteht es nicht selten, sich geradezu unentbehrlich zu machen.

Die *conditio sine qua non* ist aber genügende Aufsicht. Kann es ungestraft geschehen so vernachlässigt er nicht nur gar leicht seine Pflicht, sondern denkt auch mehr wie gut ist an seinen persönlichen Vorteil. Vor allem fehlt es ihm aber an Initiative. Was man ihm vorschreibt, wird er genau und geschickt ausführen, wenn er weiß, daß er kontrolliert wird. Aber selbst vorausdenken, in einem unvorhergesehenen Fall auf eigene Faust handeln oder gar große selbständige Pläne fassen und ausführen, das sind Eigenschaften, die man beim indischen Beamten kaum suchen darf. Großartiges Organisations-talent und eine nie um Mittel verlegene Tatkraft sind aber gerade die treibenden Kräfte, mit denen England Indien einst eroberte und heute regiert.

Eine der lehrreichsten Unterrichtsstunden über indische Verwaltung bekam ich auf der Rundreise mit einem englischen Beamten in einem wenig kultivierten Walddistrikt des nordöstlichen Indiens. Mein Lehrmeister war der einzige weiße Beamte eines Bezirks, der an Ausdehnung einem preußischen Regierungsbezirk nicht nachstand. Seine bewaffnete Macht bestand aus einigen Gurkhasoldaten zur Bewachung des Kassengebäudes. Den größten Teil des Jahres verbrachte er auf Reisen innerhalb seines Bezirks. Dort war er im vollsten Sinne des Wortes „Mädchen für alles“: Verwaltungsbeamter, Richter, Wege- und Wasserbauingenieur, Sachverständiger für landwirtschaftliche Fragen, Sanitätsbeamter usw. usw., daneben vorzüglicher Jäger und guter Kenner der Fauna und Flora des Landes. Er beherrschte nicht weniger als vier der in seinem Bezirk gesprochenen Sprachen und hatte das Vertrauen seiner Untergebenen in so hohem Maße gewonnen, daß diese ihn schließlich sogar bei häuslichen Sorgen und ehelichen Zwistigkeiten um Rat fragten. Obgleich er nie von Bewaffneten begleitet war, genoß er doch unbedingte Autorität und konnte im entlegensten Zipfel seines Gebietes auf pünktliche Befolgung seiner Befehle rechnen. Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten erwuchsen ihm eigentlich nur durch seine bengalischen Unterbeamten, die bei der unzivilisierten, aber ehrlichen und gutherzigen Bevölkerung gründlich verhaßt waren. Keiner von diesen Bengalis wäre imstande gewesen, seinen englischen Vorgesetzten auch nur in einer seiner vielen Funktionen zu ersetzen. Dort ist mir erst wirklich klar geworden, was der englische Beamte für Indien bedeutet und wie hoch er über dem eingeborenen Beamten steht.

Ist nun irgendeine Aussicht dafür vorhanden, daß der Inder jemals seinen Lehrmeister wird ersetzen können? Das ist offenbar der Kernpunkt des anglo-indischen Problems. Denn von ihm hängt es ab, ob und in welchem Tempo die Umwandlung Indiens in einen sich selbst regierenden Staat vor sich gehen kann. Gewiß wäre es vornehmlich geurteilt, wollte man dem Inder einfach die

Fähigkeit absprechen, sich die hervorragenden Eigenschaften der Engländer anzueignen; aber eine sprungweise Entwicklung kann man hier nicht erwarten. Handelt es sich doch um nicht mehr und nicht weniger, als die Umwandlung von Charaktereigenschaften, welche durch jahrhundertelange Einwirkungen entstanden und welche mehr oder weniger allen Orientalen eigentümlich sind*). Bis jetzt wenigstens sind uns die Orientalen — mit alleiniger Ausnahme der Japaner — den Beweis schuldig geblieben, daß sie imstande sind, aus Europa mehr zu importieren, als bloße Ideen. Gelingt es ihnen nicht, sich auch etwas von dem Geist und den Fähigkeiten der Europäer anzueignen, so werden die Ideen immer bloß wesenlose Schemen bleiben. Die Männer, welche an dem großen Problem der indischen Reformen arbeiten, würden sicher um vieles freier atmen, wenn die Durchdringung des indischen Beamtenstandes mit englischer Rechtschaffenheit und englischer Tüchtigkeit recht schnelle Fortschritte machte. Mancher gefährliche Konfliktstoff wäre damit beseitigt. Wie die Dinge heute liegen, ist zu befürchten, daß Regierende und Regierte immer wieder über das Maß der jeweils zu gewährenden Konzessionen aneinander geraten. Denn selbst wenn die Engländer eine geradezu ideale Uneigennützigkeit in der Behandlung der self governments-Frage an den Tag legten, so würden sie immer wieder bald an einem Punkt anlangen, den sie ohne Gefährdung ihres ganzen in Indien geleisteten Kulturwerkes nicht überschreiten könnten. In der Praxis kann man aber nicht einmal mit dieser idealen Uneigennützigkeit rechnen. Denn Indien ist nicht nur ein äußerst wichtiges Absatzgebiet für die englische Produktion, sondern auch ein großartiges Arbeitsfeld für den englischen Tatendrang**), eine unvergleichliche Schule für Staatsmänner und Soldaten, aus der viele der bedeutendsten Männer Englands hervorgegangen sind und —

*) Auch den modernen Türken wird von Kennern nachgesagt, daß sie zwar sehr geschickt im Nachahmen und vortrefflich nach einem vorgezeichneten Schema arbeiten könnten, aber erschreckend arm an eigenen Ideen wären. Eine Regeneration der Türkei läßt sich aber nicht von slavischer Nachahmung europäischer Einrichtungen erhoffen, sondern nur von der schöpferischen Arbeit genialer Männer, welche Einrichtungen schaffen, die auf dem Boden der Türkei lebensfähig sind.

**) Gerade diesen Punkt möchte ich besonders betonen, denn er enthält eine Lehre, die auch für unsere Verhältnisse zutrifft: die immer weiter um sich greifende Unzufriedenheit in unseren gebildeten Kreisen, die wachsende Uneinigkeit und Zersahrenheit in unserem politischen Leben ist im Grunde genommen hauptsächlich unbefriedigter Tatendrang. Unsere Väter klagen, daß die großen Ideale, für welche sie gekämpft und geblutet haben, der heranwachsenden Generation verloren gehen. Der Grund für diese Erscheinung ist, daß der Gedanke mit seiner Verwirklichung auch seine Werbekraft verliert. Ein kräftiges aufstrebendes Volk sieht nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft, begeistert sich nicht für das Bestehende, sondern für das werdende. Unsere junge Generation sucht neue Arbeit, an der sie ihre Kraft erproben, neue Ideale, für die sie sich opfern kann. Fehlen ihr die großen äußeren Ziele, so ist es nur natürlich, daß sie ihre überschüssigen Kräfte in inneren Kämpfen aufreibt. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, daß das deutsche Volk diese bittere Erfahrung machte.

last not least — eine unentbehrliche Versorgungsanstalt für die unbemittelten Söhne englischer Familien.

Welche Nation würde wohl auf solchen Besitz kampflos verzichten? Der Weg, den die heutigen Leiter der anglo-indischen Politik eingeschlagen haben, scheint, je weiter er führt, um so schwieriger zu werden.

Nehmen wir einmal an, es gelänge ihnen, die Opposition in den eigenen Reihen zu beschwichtigen, und es bestände für sie bloß noch die Aufgabe der Auseinandersetzung mit den indischen Untertanen. Auch dann erscheint das Problem noch immer fast unlösbar. Grundsätzliche Revolutionäre müßten natürlich schon von vornherein ausscheiden; denn deren Forderungen schiessen stets über das Ziel hinaus und können die Entwicklung zum self government nur hemmen. Aber auch unter den gemäßigten Elementen wird es wenige geben, die mit der heutigen Lage aufrichtig zufrieden sind. Wer in der geistigen und nationalen Bewegung Indiens eine Rolle spielt und doch aus voller Überzeugung Anhänger der englischen Oberherrschaft ist, muß schon ein ganz ungewöhnliches Maß von Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung besitzen.

Nur wenigen ist es gegeben, gelassen und mutig weiter zu arbeiten mit der bitteren Erkenntnis im Herzen, daß nicht sie die Früchte ihrer Arbeit pflücken und den Tag der Freiheit sehen werden, sondern erst ihre Enkel. Die größte Gefolgszahl wird immer denen zufallen, welche das ersehnte Ziel in verlockende Nähe rücken und den Weg zu ihm als leicht und mühelos schildern.

Das sind Erscheinungen, die wir täglich im hochzivilisierten Europa beobachten. In Indien müssen sie sich noch stärker äußern als bei uns. Denn dort überwiegt die gänzlich ungebildete Masse und es mangelt an Leuten mit wirklich gebiegenen Kenntnissen; darum spielen dort die Halbgebildeten eine viel größere Rolle als bei uns. Halbgebildete neigen nur zu leicht zur Überschätzung ihrer Fähigkeiten. Wer durch ernsthafte und tiefergehende Studien seine Urteilskraft geschärft hat, wird meist die Grenzen seines Könnens richtig einschätzen. Ein wirklich gebildeter Inder muß wissen, wie schwer es ist, seine Heimat zu regieren. Er wird meist geneigt sein, in der Fremdherrschaft, wenn auch nicht eine Annehmlichkeit, so doch ein vorläufig notwendiges Übel zu sehen und daher zwar ohne Sympathien aber aus praktischen Gründen die englische Herrschaft stützen. Die indische Frage ist also in letzter Linie ein Erziehungs- und Bildungsproblem.

Ich will nicht den Propheten spielen und mich in Vermutungen ergehen, ob die Engländer die Lösung dieses Problems finden werden. Nach allem, was sie bisher geleistet haben, muß man aber Vertrauen zu ihrem gesunden praktischen Sinn haben. Gelingt es ihnen, ihre Mission so auszufüllen, daß sie einst ohne die Gefahr eines Fiascos dem indischen Volke volle Selbstverwaltung geben können, so haben sie eine Kulturtat vollbracht, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.